

[Impressum]

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 2

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Auf Ende jeden Monats kommt der gelbe Postcheckbrief

«Ich bitte Sie, mir inskünftig meinen Monatslohn per Postcheck anweisen zu wollen. Meine Postchecknummer lautet ...» So schrieb ich vor einigen Jahren meinem Chef. Diese Massnahme erfolgte ohne jede Hoffnung auf zusätzliche Nebeneinnahmen und war daher im Grunde unbegründet. Ob wohl der Chef irgendeinen Verdacht schöpfte und deshalb seither keine Lohnerhöhungen mehr bewilligte? Doch dies nur nebenbei. Ich muss ja vor allem nun erklären, warum ich ein Postcheckkonto eröffnete. Weil ich zu Beginn des Monats überhaupt kein greifbares Geld in Form von Banknoten mehr sehen wollte. Da waren immer zwei hoffnungslos unvereinbare Grössen auf meinem Schreibtisch. Auf der einen Seite das Bündelchen von frisch eingetroffenen Banknoten — und dicht daneben ein Berg von unbezahlten Rechnungen. Das Banknotenbündelchen verschwand im Nu, verflüchtigte sich in ein Nichts oder vielmehr in lauter grüne Einzahlungsscheine. Die Summe der gewissenhaft eingesetzten Zahlen entsprach regelmässig der Summe meines Monatslohnes. Dieses peinliche Gefühl, von meinem Lohn überhaupt nichts zu haben, wollte ich loswerden — deshalb eröffnete ich ein Postcheckkonto.

Und tatsächlich, ich hatte mich nicht getäuscht. Von nun an verschonte mich das Geld mit seinem Anblick. Das Dasein wurde einfacher und bequemer. Vorbei das lange Warten vor den Postschaltern mit der Anschrift «Einzahlungen», wo die Menschen so um den dreissigsten herum Schlange stehen. Welch erhebendes Gefühl, nie mehr vom Schalterbeamten einen Tadel empfangen zu müssen, wenn trotz dreifacher Nachprüfung etwas nicht stimmte oder gar das Total auf dem persönlichen Kontrollzettel mit dem auf der Additionsmaschine errechneten Betrag nicht übereinstimmte. Der Inhaber eines Postcheckkontos wird viel respektvoller behandelt als der gewöhnliche Einzahler am Schalter des Postbüros. Man macht dich höflich auf einen allfälligen Irrtum aufmerksam, natürlich schriftlich, denn im Postcheckver-

kehr besteht ja Portofreiheit (wobei allerdings dann hin und wieder kleine Abzüge erfolgen).

In den ersten Tagen meines neuen Kontos war es eine Lust zu leben. Mit der Zeit musste ich mir allerdings eingestehen, dass sich meine Situation nicht finanziell, sondern höchstens moralisch-psychologisch besserte. Schon nach einem Monat wurde ich wiederum vom Postcheckamt angefragt, ob ich meinen Vorrat an Checkbüchern, Girozetteln und Briefcouverts zu ergänzen wünsche. «Ordnungshalber» teilte ich mit, dass ich voraussichtlich noch bis Jahresende genügend versorgt sei. Seitdem blieben solche Anfragen aus, sie waren auch nicht notwendig, denn ich benütze immer noch mein erstes Checkbuch.

Pro Monat trifft nur ein einziges Mal ein unfrankierter gelber Brief vom Postcheckamt bei uns ein. Sein Inhalt, der grüne Girozettel, verzeichnet seit Jahren auf den Fünfer genau die gleiche Summe — das finanzielle Ergebnis meiner Monatsleistung. Meine Frau und ich können begreiflicher- und natürlicherweise den feierlichen Moment, da der gelbe Brief im Kasten liegt, kaum erwarten. Gewöhnlich ist es der achtundzwanzigste, und wenn er ausnahmsweise am neunundzwanzigsten eintrifft, dann wird der oder die Seufzende rücksichtsvoll gefragt: «Woran denkst du?» — «Oh, nichts Besonderes», lautet dann die Antwort. In Wahrheit denken wir beide dasselbe. Wir erinnern uns an eine ferne, verklungene Zeit, da wir auch klopfenden Herzens zwanzigmal im Tag zum Briefkasten rannten. Doch damals hielten wir nicht Ausschau nach einem gelben, unfrankierten, äusserlich so nüchternen Brief, sondern nach einer Enveloppe von rosaroter oder violetter Farbe. Und wir lasen, während wir uns mit jugendlichem Optimismus die Zukunft in den schönsten Farben aufmalten, etwa ein Bekenntnis folgendes Inhaltes: «Wenn ich auch vorderhand noch nicht viel verdiene, so wird uns eine grosse und starke Liebe über alles hinweghelfen. Darauf und nur darauf kommt es im Leben an ...»

P. M.